Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Ausgestoßen.

Erzählung von F. E. Baily.

„Sie war das schönste Weib, das Gott je geschaffen, und sie starb einen Tod, den man keinem Hund geben würde!“

Die Augen des Wachtmeisters — er war Wachtmeister in der Fremdenlegion — sahen mich quer über den Tisch des kleinen, schäbigen Cafés von Algier durchbohrend an.

„Sie sind vom Dienst, Monsieur, nicht wahr?“

„Ja. Hauptmann der 1000. Sikhs.“

„So hören Sie mir zu, Hauptmann, und vielleicht werden Sie ein wenig Mitleid mit mir haben, wenn ich zur Legion zurückkehre, um zu vergessen.“

Ich bestellte neuen Wein. —

„Ich trat vor mehr als fünf Jahren in die Legion“, begann der Wachtmeister. „Die Gründe tun nichts zur Sache; ich habe zu Hause in Frankreich den bunten Rock getragen, aber das ist schon lange her; es spielen da Dinge mit, durch die ich genötigt war, aus der Armee auszutreten. Mein Vater erfreute sich eines guten Rufes, ich hatte ihn entehrt, und es blieb mir nichts übrig, als auf und davon zu gehen. Wir verstehen uns auf kein anderes Handwerk, wir Soldaten, und so ging ich zur Legion.

Vier und ein halbes Jahr diente ich bei meiner Kompagnie, und wenn das Unverzeihliche überhaupt abgebüßt werden kann, so ist es in den vier Jahren geschehen. Nicht durch die schwere Arbeit, die schlechte Bezahlung und die ungeschliffenen Kameraden, sondern durch das quälende Gefühl, das mich nicht verließ, der Gedanke an meinen Vater, den die Leute bemitleiden, weil ich sein Sohn bin.

Vier Monate, bevor meine Zeit abgelaufen war, wurde meine Kompagnie ausgeschickt, um ein Dorf am Rand der Wüste einzunehmen. Sie kennen die Wüste nicht, und vielleicht ist es zu Ihrem Besten. Wenn sie im Mondschein gebadet daliegt, verliert man sein eigenes Ich, seine Seele. Ein unbeschreibliches Verlangen, nach Dingen, die man selbst nicht kennt, raubt einem die Sinne und ein überwältigendes Gefühl von Zauberei, von etwas Geheimnisvollem erfaßt einen. Es macht manche zu Trinkern, andere zu Selbstmördern; selbst die stumpfste Naturen packt es.

Und da in der Wüste war es, wo mir Léila begegnete.

Sie war die Tochter eines Scheichs. — Die Frau mit reinem Araberblut ist nicht von allzu dunkler Hautfarbe. Ihre bronzefarbene Haut ließen ihre wundersamen Augen vielleicht noch schöner erscheinen, und aus jeder Linie ihres vollkommen geformten kleinen Körpers sprach Rasse; sie hatte den echt arabischen Fuß, unter dessen Wölbung, wie es heißt, ein Fluß laufen kann.

Vielleicht haben Sie viele Frauen geliebt, Herr Hauptmann, vielleicht eine einzige, möglicherweise tragen Sie noch das Ideal von der, die Sie suchen, im Herzen. Doch, wie dem auch sei, Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich — damals als sie mir in der mondübergossenen Wüste begegnete — der Ueberzeugung war: das ist die Frau, die Dir von Anbeginn bestimmt ist. Bei ihrem Anblick zitterten mir die Knie, und die Kehle trocknete mir aus. Sie kam langsam auf mich zu und wiegte sich ein wenig in den Hüften. Unsere Blicke begegneten sich, da stieß sie einen leisen Laut aus.

Wie eine fremde Zaubergewalt zog es uns zu einander, ich konnte nicht anders, ich mußte sie in meine Arme nehmen. Sie wehrte sich nicht, und ihre Augen sahen tief in die meinen, langsam verwandelte sich der Ausdruck von Erstaunen und Furcht in Zutrauen und Jubel.

Sie mögen, was ich Ihnen da erzähle, belächeln und verächtlich die Achseln zucken. Sie mögen sagen, er ist ein Soldat, und sie war eine Frau, schön und begehrenswert, und all das allein und in der Wüste. Mögen Sie mir glauben oder nicht: ich erzähle Ihnen einfach, was vorgefallen ist.“

Der Wachtmeister sah mich durchdringend an, mein Gesichtsausdruck sagte ihm wohl, daß ich gespannt auf die Fortsetzung seiner Erzählung wartete, denn er fuhr fort, nur etwas leiser als zuvor:

„Ich kann Ihnen versichern, von dem Augenblick, da ich Léila sah, war meine einstige Schande, mein entehrter Name, mein vier Jahre langes Höllenleben ausgelöscht. Es gab kein Frankreich, keine Eltern für mich. Diese Frau und ich, wir waren allein auf der Welt. Alles andere war gleichgültig, und ich hätte sie mir nicht von meinem Hauptmann, nicht vom ganzen Bataillon entreißen lassen. Sie sagte mir, ihr Namen sei Léila und daß sie mich liebe. Das machte mich völlig rasend, ich wollte mit ihr fliehen und sie nie wieder verlassen, ein Beweis, daß ich rasend war. Man kann nicht von der Legion fliehen, es gibt einfach kein Mittel dazu. Man besitzt kein Geld, mit dem man die Araber bestechen könnte, und noch dazu besteht eine Belohnung auf eingefangene Deserteure. In die Nähe der Häfen kann man sich nicht wagen, weil sie da immer auf der Lauer nach Deserteuren sind, und durch die Wüste zu entfliehen, heißt den Hungertot oder den Tod durch die Araber suchen.

Ich hatte vier Jahre gedient und das Schicksal mancher Deserteure miterlebt, mir schauderte davor. Und dennoch schwur ich in der kommenden Nacht mit meiner Geliebten zu entfliehen. Also, nicht wahr, Hauptmann, es war Wahnsinn? Ich war verrückt.

Wir hatten unser Biwak in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen. Den ganzen Tag ging ich mit unbeschreiblicher Erregung umher. Ich fühlte die Kraft von zehn Männern in mir, und als ich mein Gewehr putzte — denn ich konnte nicht wissen, ob ich es nicht sehr bald brauchen würde — und meine Uniform in Ordnung brachte, da lachte mir mein Herz in der Brust, und ich sah der Gefahr entgegen, wie ein anderer seinem Hochzeitstage. Ich hatte geplant, ein schnelles Kameel zu stehlen, um vor Morgengrauen ein gutes Stück Weg hinter mir zu haben. Man würde uns nachstellen, das wußte ich, aber wenn wir erst einmal das Dorf und das Lager im Rücken hätten, so würden mich die Araber von ganz Algerien nicht zurückhalten. Eins aber schwur ich, sie würden uns nicht lebend in ihre Hände bekommen.

Als es dunkel wurde, machte ich eine letzte Runde, um mich zu überzeugen, daß die Wüste sicher sei.

Plötzlich hörte ich den lauten Aufruf eines Postens.

Ich drehte mich nach der Richtung der Wache.

Zwei Araber näherten sich in wildem Galopp und schienen etwas zwischen sich zu halten. Sie stürmten ins Lager, legten die Last neben das Biwakfeuer, mir gerade zu Füßen und waren im Nu verschwunden, — ein paar erfolglose Schüsse wurden ihnen nachgefeuert.

— Auf dem Boden neben mir lag Léila. Auf den ersten Blick konnte ich erkennen, daß sie nie mehr mit mir fliehen würde. Sie lag im Sterben und lächelte mich mit wundersamer Zärtlichkeit an.

Ich kniete nieder, hob ihren Kopf in die Höhe und stützte ihn gegen meine Brust, so erzählte sie mir mit letzter Anstrengung ihre Geschichte. — Einige Frauen ihres Stammes mußten uns zusammen gesehen haben und hatten wohl das Gerücht verbreitetet. Sie wachen eifersüchtig über ihre Frauenehre, diese Araber, und daß meine Geliebte die Tochter eines Scheichs war, entschuldigte sie nicht. So war sie denn den Weibern und Männern ausgeliefert worden, — dann hatten sie sie mir gebracht, eine würdige Braut, wie sie meinten, für einen solchen Bräutigam. —

Meine Kameraden umringten mich, und der Lärm, der entstand, rief meinen Hauptmann herbei, der sich nach der Ursache des Aufruhrs erkundigte.

„Was bedeutet das?“ fragte er. „Was hat das Weib hier zu suchen?“

Ich erhob mich und stand stramm.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, sie ist die Tochter des Scheichs. Ich liebe sie, und aus diesem Grunde hat ihr Volk sie mißhandelt und sie hierher gebracht. Sie hat nicht mehr lange zu leben.— Ich werde mich melden, sobald sie tot ist.“

Ich glaube, es war etwas in meinen Zügen, das ihn zum Einwilligen zwang.

Er ging und meine Kameraden zogen sich auch zurück, selbst die Rohesten unter ihnen rührte wohl die Hilflosigkeit der Sterbenden.

Nun waren wir allein. Und dort im heißen Sand der Wüste, den wundervollen Kopf an die rauhe Uniform des Soldaten gelehnt, starb sie. Was sie gelitten hat, kann ich nicht beschreiben. Es ist ja wohl zu keiner Zeit leicht zu sterben, aber wenn man jung und schön ist und wenn man liebt — dann ist es fürchterlich. Sie kämpfte mit dem Tod, aber er war der Stärkere, noch einmal hob sie den Kopf und seufzte und . . .“

Der Wachtmeister hielt inne. Sein Gesicht war totenbleich geworden, und große Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Dann lächelte er kaum merklich und fuhr fort:

„Nachdem ich sie begraben hatte, tief und behutsam, damit die gierigen Tiere der Wüste sie nicht fänden, meldete ich mich bei meinem Leutnant.

„Nun, Wachtmeister“, sagte er, „was haben Sie sich dabei gedacht, als sie sich so mit den Eingeborenen einließen? Die Kerle werden wie die Wespen über uns herfallen!“

„Ich bitte gehorsamst um drei Stunden Urlaub, Herr Leutnant, ich muß den Scheich umbringen, und dann — wird die Bande Euch früh genug von mir befreien.“

„Seien Sie nicht närrisch“, entgegnete er.

„Es hilft nichts. Nichts kann mich zurückhalten, wenn ich nicht von den Posten erschossen werde.“

„Ich müßte Sie ja eigentlich erschießen lassen, denn wenn ich es dazu kommen lasse, daß die Araber auf einen meiner Leute schießen, so muß ich hinterher Genugtuung verlangen. Nun, ich gebe Ihnen trotzdem drei Stunden Urlaub — aber denken Sie daran, daß eine Kompagnie der Legion mehr wert ist als ein einzelner Mann.“

Sie werden sich denken können, Herr Hauptmann, daß man bald auf mich feuerte. Ich wurde sogar bis zu den letzten Posten verfolgt, und wären die Araber im Dunkeln nicht so miserable Schützen gewesen, hätte mir meine Rache entgehen können. So aber gaben die Signalhörner Alarm, und bald hatte ich Unterstützung von unseren Leuten bei mir.

Dann umzingelten wir das Dorf, alles klappte wie es sich gehört. Wir eröffneten das Feuer. Sie haben gewiß schon Leute unter dem Schwert sterben sehen. Es ist kein leichter Tod. Und diese verfluchten Araber sollten keinen leichten Tod sterben. Nicht ein Mann aus dem Dorf entkam.

Man sagt: Verrückte sind gefeit, es kann wohl sein, denn an jenem Tag war ich verrückt. Ich warf mich in das gefährlichste Gewühl und suchte den Tod. Ein fürchterlicher Kampf war es, bei dem ich mich da auszeichnete. Ich bekam dies hier für hervorragende Tapferkeit, und ironisch zeigte er auf ein Band an seiner Brust. Wär ich nur in der Stunde des Sieges gefallen, es wäre besser, mir lieber als das da gewesen.

Nach Ablauf meiner fünf Jahre kam ich um meine Entlassung ein und kehrte nach Frankreich zurück. Meine Eltern hatten mir verziehen und meinten, daß fünf Jahre Fremdenlegion alles ausgelöscht hätten und inständig baten sie mich, bei ihnen zu bleiben.

Ich konnte nicht. Die Wüste hat mich gerufen, und mein Herz ist noch immer im Grab bei meiner Toten, da, wo meine Kompagnie vor — mich dünkt es tausend Jahren — biwakiert hat. So bin ich zur Legion zurückgekehrt, und vielleicht wird eine Kugel mich bald mit ihr vereinigen. Wer kann es wissen?“

Der Wachtmeister stand auf und grüßte.

„Ich bin sicher, daß Sie, der Sie vom Dienst sind, mich verstehen werden, Hauptmann. Bon soir!“

Ich griff nach seiner Hand und hielt sie einen Augenblick fest, dann ging er davon in die Dunkelheit.

Ich, der ich vom Dienst bin, verstand ihn.

Zwingender Beweis.

Ein Irländer saß im Wartesaal eines Bahnhofes und hatte seine nicht gerade wohlriechende Pfeife im Mund, als einer der Angestellten auf ihn zukam, und ihn auf das Plakat aufmerksam machte: „Das Rauchen ist verboten!“

„Was wollen Sie von mir?“ frug Pat, „ich rauche doch nicht!“

„Sie haben aber Ihre Pfeife im Mund.“

„Gewiß — ich habe auch meine Schuhe an den Füßen und laufe doch nicht!“

Wie soll er heißen?

In Dresden geht ein preußischer General an einem Palais vorüber. Der Posten präsentiert nicht. Wütend geht der General auf den Missetäter zu: „Kennen Sie denn keinen preußischen General?“

Antwort: „Wie soll er denn heißen?“

— **Streng.** A.: „Nachdem ich Ihnen dies erzählt habe, riechen Sie wohl den Braten schon?“

B.: „Bedauere, ich bin Vegetarianer.“

Fräulein Timborn.

Von Julius Keller.

Die Leute sagten, sie sei wohl nicht ganz richtig im Kopfe. Vielleicht habe sie gar etwas auf dem Gewissen. So scheu und verschlossen könne doch kein ehrlicher Christenmensch sein! So abhold jeder kleinen gemütlichen Unterhaltung auf dem Treppenflur, an der Straßenecke oder im Gemüsekeller. So gar nicht neugierig, was denn vom lieben nächsten zu erfahren sei! Wirklich unheimlich, dies doch noch junge und sonst gar nicht unebene Frauenzimmer mit dem prachtvollen Blondhaar, den tiefen Blauaugen und der hochgewachsenen, schlanken Gestalt. Sauber und adrett gekleidet ging sie immer, des Erwerbs halber zu arbeiten schien sie gar nicht, sondern lebte augenscheinlich von ihren Renten. So eine müßte doch, wenn alles mit rechten Dingen zuging, Freude am Leben haben, anstatt sich gedrückt und still durchs Dasein zu stehlen, völlig vereinsamt und jedem Versuch, sich ein bißchen aushorchen zu lassen, unzugänglich. Unbedingt — dahinter steckte etwas, und eines schönen Tages würde es schon herauskommen.

Voller Ungeduld wartete man in dem großen Hause, das von kleinen Leuten dicht bewohnt war, auf diesen bedeutsamen Tag, und inzwischen wandelten sich Neugier und Mißtrauen der in lieblicher Abwechslung zwischen Freundschaft und Krakeel miteinander verkehrenden Insassen jenem völlig abseits von ihnen lebenden Wesen gegenüber in jenes Gefühl klatschhafter Verfolgungssucht, die der verschlossen und einsam Lebende nur zu leicht von den biederen Mitmenschen zu ernten pflegt.

Fräulein Timborn aber schien das alles nicht zu merken. Sie hatte gar keinen Blick für ihre Umgebung. Sie ging ohne jedes äußere Zeichen absichtlichen Stolzes, aber mit einer die lieben Leute zur Empörung aufreizenden Gleichgültigkeit zwischen den Nachbarn von rechts und links, von oben und unten hindurch und schien auch von dem Getuschel, das hinter ihr hertönte, nicht das geringste zu hören.

Nein, bloß hochnasig war die nicht! Die hatte triftigere Gründe, ehrsamen Leuten aus dem Wege zu gehen!

Und immer eifriger lag man auf der Lauer, um hinter die Schliche der „komischen Dame“ zu kommen, die sich im übrigen auch durch viele und langausgedehnte Spaziergänge verdächtig machte. Die übrigen Bewohner des Hauses hatten an Wochentagen zu solchem Faulenzen keine Zeit!

Eines Tages, als Fräulein Timborn in vorgerückter Nachmittagsstunde von einem ihrer Ausgänge heimkam und an der vor dem Haustor in eifrigster Plauderei tätigen Gruppe wackerer Frauen vorüberschritt, warf ihr ein kleiner Blengel einen Ball zwischen die Füße, so daß sie beinahe stolperte, und rief dabei höhnisch: „Achtung Hühneroge!“ Und dann pflanzte er sich, lachend ob seiner Heldentat, dicht vor sie hin, und die belustigten Frauen lachten mit.

Fräulein Timborn aber hob die Hand, beugte sich ein wenig nieder und versetzte dem Jungen eine Ohrfeige, der sich keine der stämmigen Frauen hätte zu schämen brauchen. Nun schritt sie weiter durch den Flur und die Treppe hinauf.

Im ersten Augenblick waren die Zeugen dieser Szene vor maßloser Ueberraschung wie gelähmt. Dann aber brach der Sturm los, und eine Flut von Schimpfworten und Schmähungen folgte der Verfemten nach.

Eine der Wütendsten aber ergriff den Jungen bei der Hand und sagte: „Komm, Karle! Ich geh' mit dir bei Vatern! Ich bin Zeugin, wie das Frauenzimmer dir behandelt hat. Die muß raus, raus muß die! Dein Vater muß ihr exmistieren!“

Der Bengel hingegen riß sich los und schrie: „Na, Sie haben mir doch erst jesagt, det ick schmeißen soll! Janz richtig, det se mir jehauen hat, verstehn Se?!“

Und damit rannte der Knirps spornstreichs davon.

* * *

Am Vormittag des andern Tages wurde Fräulein Timborn durch einen Besuch aus ihrer Einsamkeit aufgescheucht. Als sie die Tür öffnete, stand ihr Hauswirt vor ihr und bat, näheretreten zu dürfen.

„Sie kennen mich doch, Fräulein Timborn?“ fragte er, nachdem er auf ihre Aufforderung Platz genommen hatte.

Sie bejahte nur durch eine Kopfbewegung und blickte ihn fragend an.

„Ich komme nämlich wegen der Affäre von gestern nachmittag. Er innern Sie sich nicht? Ein großer Teil der Bewohnerinnen meines Hauses ist der Ansicht, daß ich die Schmach auf mir nicht sitzen lassen darf.“

„Ich verstehe nicht“. . .

„Sie haben meinen Sohn Karl geschlagen.“

„Ah, der Junge, der mich gestern belästigte, war Ihr Sohn?“

„Allerdings.“ Er stand auf, blickte sie durchbohrend an und fuhr fort: „Und ich bin heute zu Ihnen gekommen, um Sie zu fragen — — — warum Sie dem Bengel nicht **zwei** Ohrfeigen gegeben haben.“

Ihre blauen Augen starrten ihn einen Moment ganz verdutzt an, dann leuchtete es hell in ihnen auf, und ein Lächeln flog über ihre ernsten Züge. Er aber sprach weiter:

„Ich bin der festen Meinung, daß Karl im Grunde zwei redlich verdient hat, und er selbst hat mir das gestern abend, als ich ihn ins Gebet nahm, zugegeben. Sie müssen nämlich nicht glauben, daß mein Junge ein schlechtes Kerlchen ist, er hat nur das Unglück gehabt, seine Mutter zu früh zu verlieren, und ich — ich konnte mich bisher nicht entschließen, ihm eine zweite zu geben. Der Einfluß der Mutter aber ist es, der ein Kind im wesentlichen leitet. Finden Sie das nicht auch?“

„Ich glaube, das kommt doch auch ein wenig darauf an, welcher Art die Mutter ist.“

„Nun ja, gewiß, ich meine nur — — darf ich mich noch ein bißchen setzen?. . . Um wieder auf die besagte Ohrfeige zu kommen: das ganze Haus ist empört über Ihre Handlungsweise.“

„Oh! Nicht möglich!“

„Doch, doch! Das ganze Haus spricht mit Entrüstung davon. Ja, Frau Müller aus dem dritten Stock meint sogar, ich müßte — — Sie an die Luft setzen.“

Fräulein Timborn brach in helles Lachen aus.

„Was höre ich, Fräulein!“ rief der einsichtsvolle Vater ganz überrascht aus. „Sie können lachen?“

„Warum sollte ich nicht?. . .“

„Das ganze Haus?. . . Er stockte plötzlich, und sie sah, daß er verlegen errötete. Herr Ritterstamm war ein großer, stattlicher Mann mit intelligentem, energischem Gesicht, dem die Verlegenheit gar drollig anstand und daher um so mehr auffiel.

Fräulein Timborn wurde schnell wieder ernst.

„Das ganze Haus — sagten Sie? Aber, mein Himmel, ich kenne ja niemand aus dem ganzen Hause.“

„Das ist es eben. Und man sagt, Sie wollten niemand kennen lernen.“

„Nun ja, das mag richtig sein. Die Menschen sind mir fremd, und ich fühle nicht das Bedürfnis, mich ihnen zu nähern.“

„Hm. Na ja. . . Und darum eben — sind Sie im ganzen Hause verhaßt“, platzte er heraus.

Sie sah ihn mit maßlosem Erstaunen an.

„Verhaßt?“ fragte sie fassungslos. „Verhaßt?“

„Ja — man muß es schon so nennen.“

„Aber ich tu' doch keinem Menschen etwas zuleide.“ Sie mußte plötzlich wieder lächeln. „Höchstens könnte Ihr Herr Sohn sich beklagen.“

„Bitte sehr! Der liebt Sie!“

„Na, na!“

„Nein, wahrhaftig. Sie haben ihm riesig imponiert. Nein, nein! Werden Sie nicht wieder ernst“, sprach er plötzlich eifriger weiter. „Es tut mir schon leid, daß ich Ihnen die Stimung des ganzen Hauses verraten habe. . . Ich wollte Sie bei Gott nicht kränken, und wenn Sie eine Ahnung hätten, wie tief ich das Gebaren dieser unverständigen Leute verachte“ —

„Wirklich?“

„Gewiß und wahrhaftig. Und ich habe ja so gern die Gelegenheit benutzt, um der Gesellschaft das gründlich zu zeigen. Denn das eine muß ich als Revanche für die Mißhandlung meines Kindes verlangen: wir müssen gute Freunde werden. Wollen Sie?“

„Aber Herr Ritterstamm“ —

„Nein, nein! Keine Ausflüchte. Ich muß darauf bestehen!“

Wieder lachte sie auf, freier, herzlicher noch als zuvor. Er aber rief vergnügt:

„Ich wußte ja, daß ich recht hatte. Ich habe mir immer gedacht: **Die** muß auch fidel sein können.“ Im selben Moment sah er ein, was er gesagt hatte, und errötete von neuem: „Ich bitte Sie herzlich, Fräulein Timborn, seien Sie mir nur nicht böse“, begann er dann wieder, hob beschwörend die Hände und blickte sie mit seinen treuherzigen Witweraugen wie ein flehender Jüngling an. „Ich bin ein Mensch, dem man nicht böse sein darf, wenn er ein bißchen vorlaut wird und aus der Schule — seines Herzens schwatzt. Denn das muß ich Ihnen nun schon noch sagen: Ich habe mich noch viel mehr um Sie gekümmert als das ganze Haus!“

„Ah! Das ist stark.“

„Aber wahr!. . . Sie waren meine einzige Mietpartei, über die ich — — Erkundigungen eingezogen habe. Freilich erst nach Abschluß des Vertrages.“

„Und das sagen Sie mir so geradeheraus?“

„Ich habe die Eigentümlichkeit, alles geradeheraus zu sagen. Und ich fühle — daß **Sie** mir deshalb nicht zürnen werden. Glauben Sie mir, wenn ich versichere, daß es nur aus den besten und ehrlichsten Absichten heraus geschah! Nicht aus müßiger Neugier, nicht etwa gar aus Mißtrauen, sondern eben nur, weil ich mich so für Sie interessierte, und weil es mich drängte zu erfahren, ob ich, wenn das Schicksal mir eine günstige Gelegenheit schenkte, es wagen dürfte — — na, ich konn Ihnen das jetzt nicht alles so genau sagen. Ich komme doch heute nur — wegen der Affäre mit meinem Jungen. Und weil es mich drängt, Sie wegen seiner Unart um Entschuldigung zu bitten, Ihnen als Erklärung für sein Betragen zu sagen, daß ihm die Mutter fehlt — aber das habe ich Ihnen wohl schon mitgeteilt? — und Sie zu ersuchen, das Geschehene weder dem Sohn noch dem Vater nachzutragen.“

Sie sah ihn mit einem Lächeln an, aus dem er erkannte, daß sie ihm wirklich nicht böse. Sein hübsches Gesicht glänzte darob vor Freude.

„Und was ich vorhin über die Erkundigungen sagte,“ fuhr er fort, „das müssen Sie nicht so wörtlich nehmen. Es handelte sich ja für mich nur darum festzustellen“ —

„Ob ich meine Miete pünktlich zahlen könne.“ —

„Sehr richtig!“ bestätigte er schmunzelnd. „Ich sehe, Sie haben mich richtig verstanden. Denn eine pünktlich zahlende Mieterin ist auch in allen anderen Dingen vertrauenerweckend und zuverlässig. Und wenn ein noch in den allerbesten Jahren stehender Mann für seine Range von Jungen eine Mutter braucht, so kann er sie am besten in den Reihen seiner pünktlich zahlenden Mieterinnen finden— das heißt, ich meine“ — Er hatte völlig den Faden verloren. „Ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß ich mich empfehle“, sprach er aufstehend, und dann plötzlich brauste er los: „Aber das eine sage ich Ihnen, mit der üblen Nachrede über Sie werde ich gründlich aufräumen. Sie sollen künftig in meinem Hause ästimiert werden, als ob Sie die Frau Wirtin selbst wären! Und von allem übrigen — da reden wir später. Nicht wahr, Fräulein Timborn? Für heute danke ich Ihnen nur noch von Herzen, daß Sie sich so liebevoll meines Jungen angenommen haben.“

Darauf empfahl er sich, von Fräulein Timborn freundlich zur Tür geleitet. Und sie müssen wohl wirklich später alles übrige besprochen haben, denn eines schönes Tages wurde aus Fräulein Timborn Frau Ritterstamm, und Karle erhielt die Mutter, die ihm so sehr gefehlt hatte. Mißgunst und Klatschsucht also hatten im Falle Timborn einmal ausnahmsweise etwas Gutes gestiftet.

„Das muß ein großer Ochse sein!

Folgende kleine Geschichte pflegte der bekannte Kunsthistoriker Hermann Grimm in seinen Vorlesungen zu erzählen. Grimm machte einst mit einem anderen Kunstgelehrten zusammen eine Studienreise durch Süddeutschland. Dabei wurden sie eines Tages in die Villa eines reich gewordenen Brauers verschlagen. Man nahm sie gut auf und bewirtete sie aufs beste. Als der Hausherr hörte, daß seine Gäste Kunstwissenschaftler sein, führte er sie vor ein großes Gemälde, das er für einen Rubens hielt. Der alte Grimm betrachtete das Bild längere Zeit und sagte dann in seiner bescheidenen Art: „So weit ich Rubens kenne, ist dies **kein** Rubens!“ In Wahrheit war es eine völlig wertlose Kopie. Da wurde der frühere Brauer puterrot und rief: „Das muß ein großer Ochse sein, der nicht gleich sieht, daß das ein echter Rubens ist!“ Die beiden Kunsthistoriker standen da wie die begossenen Pudel. Hermann Grimm pflegte seine Erzählung mit folgenden Worten zu beschließen: „Meine Herren! Man gilt nur so lange etwas bei Künstlern und Kunstfreunden, wie man ihnen schmeichelt. Widerspricht man ihnen oder tadelt man sie, so ist man ein Ignorant und Dummkopf. Das ist eine Erfahrung, die Sie alle einmal machen werden, besonders diejenigen unter Ihnen, die sich als Kunstkritiker betätigen wollen. Allein, meine Herren, daraus darf man sich nichts machen!“